

Hannes Wildecker

# CRUCIATUS

Der Schatz des  
Foltermeisters

Kriminalroman

## 6

Wieder einmal saß Hauptkommissar Werner Meyfarth an seinem Schreibtisch im Kommissariat des Trierer Polizeipräsidiums und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Hin und wieder sah er zu Patrick Lichtenstein hinüber, der akribisch einen der Berichte tippte, die mit den beiden Mordfällen zusammenhingen. Außer der Tatortaufnahme, der Todesart und der Namen der Toten gab es keine Anhaltspunkte für ein Motiv, an einen Täterhinweis nicht zu denken.

Es machte Meyfarth mürrisch, so im Dunklen zu tapen und er spürte förmlich die Blicke der anderen Kollegen auf sich ruhen und glaubte, Vorwurf und Schadenfreude in ihren Blicken und Gesten zu erkennen und sogar in ihren Gesprächen kam es ihm vor, als redeten sie über ihn.

Meyfarth atmete tief durch und sah auf die beiden braunen Buchseiten vor sich auf der Schreibtischplatte. Er hatte sie während der Durchsuchung in der Wohnung des ersten Toten, Armin Kottelkamp, gefunden. Dort hatten sie offen auf dem Küchentisch gelegen, auf einem Handtuch ausgebreitet und ein weiteres fand sich zusammengerafft daneben.

Als er den Inhalt überflogen hatte, war ihm irgendwie klar geworden, dass diese beiden Buchseiten irgendetwas mit dem Mord zu tun hatten. Er hatte sie sichergestellt, vorsichtig in einer Plastiktüte verstaut, denn es musste sich um sehr altes Papier handeln, so viel hatte er feststellen können. Auch die merkwürdigen Einträge verrieten ihm, dass sie aus längst vergangener Zeit stammten. Bei dem Versuch, die schnörkelhafte Schrift zu entzif-

fern, hatte er kläglich versagt. Es waren zwar einige wenige Worte darunter, deren Bedeutung er zwar erahnen, nicht aber verbindlich deuten konnte.

Er würde den Fund Professor Wernecke vorlegen. Wenn jemand in der Lage war, diese Schrift zu entziffern, dann Wernecke. Wenn einer, dann er, der er sich mit der Geschichte der Vergangenheit, insbesondere des Mittelalters, beschäftigte und auskannte.

Meyfarth schaute auf seine Armbanduhr. In einer halben Stunde würde der Professor hier auftauchen, so hatte er es mit ihm vereinbart. Um Punkt 9 Uhr.

Meyfarth betrachtete die beiden Buchseiten vor sich und kniff die Augen zusammen, als denke er scharf nach. Es war jeweils nur eine Seite eines jeden Blattes beschrieben, was er nicht verstehen konnte und worin er keinen Sinn sah.

Das Blatt einer Buchseite war seines Wissen auf beiden Seiten beschrieben. Gut, es gab Ausnahmen, am Anfang oder am Ende eines Buches, oder auch mittendrin, wenn ein Kapitel endete. Aber das hier, das war etwas anderes.

Meyfarth strich mit der Hand über die beiden Seiten, die sich geschützt in einer Plastikfolie befanden, in darin befindlichen durchsichtigen Taschen, die es ihm erlaubten, bei Bedarf die Folie umzudrehen und die Seiten von der Rückseite her zu betrachten. Doch auch das half ihm nicht weiter. Es war, als hätte man ein Papier-Blatt geteilt, nicht der Breite und auch nicht der Länge nach, nein geteilt durch sich selbst, so als schneide man zwei Scheiben Käse von einem Laib. Dieser Käse war vorher eins, aber Papier? Wie sollte man ein Blatt Papier auf eine solche Art und Weise trennen? Nein, unmöglich.

Er verschränkte die Hände hinter dem Nacken und drückte sich mit beiden Beinen ab, so dass der Stuhl gerade noch auf den beiden hinteren Füßen stand und schaute zur Zimmerdecke. Er schüttelte den Kopf. Was sollte er sich das Gehirn zermartern, es würde zu nichts führen. Er schaute erneut auf die Uhr. Der Professor würde jeden Moment erscheinen und eine Antwort wissen.

Wie auf Kommando klopfte es an der Tür, die sich einen Spalt öffnete. Wernecke schaute fragend zu Meyfarth, der sich erhob und auf den Professor zuing, nicht ohne vorher ein Blatt Papier über den historischen Fund zu legen.

„Danke, dass Sie gekommen sind, Professor.“

Meyfarth zeigte auf einen freien Stuhl, unmittelbar neben seinem Schreibtisch, auf dem schon manch suspekte Personen in den vergangenen Jahren Platz genommen und mehr Lügen als Wahrheiten von sich gegeben hatten.

„Sie glauben immer noch, dass ich Ihnen etwas verschweige, dass ich etwas über das Motiv für die Tat an Sibelius weiß“, begann Wernecke und sich langsam auf dem Stuhl nieder, als traue er dessen Stabilität nicht.

„Vielleicht glauben Sie ja sogar, dass ich ...!“

„Was ich glaube, spielt hier und heute und in diesem Fall keine Rolle.“

Meyfarth tippte mit dem gekrümmten Zeigefinger seiner rechten Hand in schneller Reihenfolge auf die Schreibtischplatte.

„Für mich zählen Fakten, Beweise. Die Frage, die ich jedem stelle, der in irgendeiner Weise in ein Verbrechen

verwickelt zu sein scheint, ist die: ‚Wo waren Sie zur Tatzeit? ‘ und so weiter. Diese Frage erübrigt sich ja nun bei Ihnen. Nein, Herr Professor, ich verdächtige Sie nicht. Im Gegenteil: Ich hoffe, dass Sie mir helfen können.“

„Ich Ihnen helfen?“

Wernecke schaute Meyfarth erstaunt an und konnte eine gewisse Hilflosigkeit in seinem Gesicht ausmachen.

„Natürlich. Wenn ich kann?“, sagte er automatisch.

Meyfarth nickte gedankenverloren.

„Ich möchte Ihnen etwas zeigen! Doch seien Sie bitte vorsichtig!“

Meyfarth legte das Blatt Papier, mit dem er die Buchseiten abgedeckt hatte, zur Seite, legte die Finger seiner rechten Hand auf die Folie, die den Inhalt vor äußeren Einflüssen schützen sollte und schob sie dem Professor zu.

„Was ist das?“ Wernecke sah Meyfarth erstaunt an.

„Sagen Sie es mir!“, antwortete der Kommissar. Sie sind der Fachmann für derartige Dinge.

Wernecke nahm vorsichtig die Folie von der Schreibtischplatte auf, drehte sie um ihre eigene Achse und betrachtete intensiv den Inhalt. Während er die Schriftzüge las, nickte er fast unmerklich mit dem Kopf.

„Und? Sie wissen, was das ist?“, fragte der Hauptkommissar ungeduldig.

„Ja. Sehen Sie her! Wenn Sie wollen, lese ich Ihnen den Inhalt vor. Oder haben Sie die Seiten entziffern können?“

„Wo denken Sie hin! Einzelne Wörter, ja, glaube ich zumindest. Scheinen alte Buchseiten zu sein.“

„Es sind alte Buchseiten. Über 400 Jahre alt. Ein unschätzbare Wert, wenn man das komplette Buch hat.“

„Und? Was ist der Inhalt?“

Meyfarth rutschte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her.

„Ich lese Ihnen die Seite vor. Bin gespannt, was Sie daraus erkennen können. Also: ‚Becker Nicolaß, so den 7. Novembris eingezogen und den 14. Januaris 88 exequiert, besagt nachfolgende Personen‘ ...“

„Was ist das für eine Art zu sprechen oder etwas niederzuschreiben? Und was soll das heißen?“

„Zu dieser Zeit sprach und schrieb man eben so. Im Laufe der Zeit verändern sich die Ausdrucksweisen einer Sprache, das ist in allen Ländern so. Vielleicht verstand man zu dieser Zeit die Schriften aus dem Jahr eintausend und davor ebenso wenig wie wir diese heute. Und vielleicht macht man sich ja in einigen hundert Jahren über unsere heutige Sprachweise lustig. Das ist nun mal der Lauf der Zeit, ein interessanter Fortschritt für uns Historiker.“

„Danke für die Lehrstunde. Aber was steht denn nun auf diesen beiden Blättern geschrieben?“

„Dieses Schriftstück wurde von einem Gerichtsschreiber im Jahr 1587 angefertigt, zur Zeit der Hexenverfolgung in unseren Breitengraden. Falls Ihnen das ein Begriff sein sollte.“

„Das war doch die Zeit, in der man Frauen auf dem Scheiterhaufen verbrannte.“

„Nicht nur Frauen verfolgte man als Hexen, sondern auch Männer. Diese nannte man dann Zauberer. Offensichtlich wurde dieses Schriftstück nach der Folter eines

Mannes angefertigt, der dem irren Glauben verfallen war, doch noch dem Tode zu entgehen.“

„Das steht da drin?“

„Und noch mehr. Es folgen sieben Namen von Mitangeklagten, die auch als Zeugen gegen den Hauptbeschuldigten aussagten. Die Armen sind offensichtlich den gleichen Weg gegangen wie er.“

„Wie war doch noch der Name für diese ... Hexenverfolgung?“

„Sie meinen die Inquisition.“

„Ja, genau. Diese Zeiten haben sich ja mehrfach wiederholt, in früheren, aber auch in Epochen danach, wenn auch unter anderen Vorzeichen.“

„Also, um es auf einen Nenner zu bringen.“

Der Professor schob die Unterlagen wieder zu Meyfarth hin. „Vor uns liegt ein Originalschreiben aus dem Jahr 1587, das offensichtlich aus dem Stadtarchiv Trier stammt. Wo haben Sie es her, wenn man fragen darf?“

„Es lag in der Wohnung des Toten.“

„In der Wohnung Sibelius?“

„Nein, es lag offen auf dem Küchentisch von Armin Kottelkamp, dem Mann der vor den Augen von Sibelius erschossen wurde.“

„Es lag offen dort in der Wohnung? Darf ich die Seiten noch einmal sehen?“

Meyfarth schob sie wieder zu ihm hinüber und der Professor betrachtete sie erneut und dieses Mal drehte er sie um und betrachtete die Rückseiten.

„Das ist ja ungewöhnlich, zwei unbeschriebene Seiten eines Buches.“

Seine Gedanken begannen auf einmal durcheinander zu wirbeln. Dass es hier ein Geheimnis zu knacken galt, das war ihm sofort klar, obwohl er noch nicht wusste, was es war. Aber eines war ihm sofort klar. Wegen dieser Seiten waren zwei Morde geschehen. Er würde herausbekommen, was es damit auf sich hatte. Er musste herausfinden, warum die Seiten, die aussahen, als hätte man sie voneinander getrennt, unbeschrieben waren. Sein Forscherherz war voller Erwartung. Diese Herausforderung wollte er annehmen.

Wernecke sah auf die Uhr hinter Meyfarth an der Wand. „Es ist schon spät, ich habe noch einen Termin. Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht mehr sagen konnte. Aber versuchen Sie es doch in den umliegenden Archiven! Kottelkamp kann nicht unter normalen Umständen im Besitz dieser Seiten gewesen sein. Entweder hat er sie mitgehen lassen oder man hat sie ihm zugespielt, aus welchen Gründen auch immer. Wenn Sie noch Fragen haben ...?“

„Nein, das war es vorerst.“

Meyfarth stand auf und reichte dem Professor die Hand. „Ich weiß ja, wo ich Sie finde, falls ich Sie brauche.“

„Und? Was halten Sie davon?“

Oberkommissar Patrick Lichtenstein, der das Gespräch mit angehört hatte, sah seinen Chef fragend an, als der Professor gegangen war.

„Ich weiß nicht recht.“

Meyfarth rieb sich seinen nicht vorhandenen Kinnbart. „Kann sein, er verschweigt mir etwas. Wir werden ihn im Auge behalten.“

„Die beiden Buchseiten dort ...“

Lichtenstein zeigte auf die in der Folie befindlichen Papiere. „Kann es sein, dass die zusammengeklebt waren?“

„Zusammengeklebt? Aus welchem Grund?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er die Seiten und betrachtete sie einen Deut intensiver, als er es bisher getan hatte. Zusammengeklebt! Dass er selbst nicht darauf gekommen war. Zusammengeklebt! Wenn das tatsächlich der Fall war, dann hatte man das nicht ohne Grund getan. Und es musste schon ein triftiger Grund gewesen sein, wenn dafür zwei Menschen ihr Leben lassen mussten.

„Wenn diese Seiten zusammengeklebt waren“, dachte er laut nach und sah seinen Kollegen dabei mit zusammen gekniffenen Augen an. „Wenn diese Seiten zusammengeklebt waren, dann hat Kottelkamp sie voneinander gelöst. Dafür spricht die Auffinde-Situation. Die Seiten lagen auf einem Handtuch und waren mit einem weiteren abgedeckt. Und daneben stand ...Natürlich! Er hat sie in einem Wasserbad voneinander gelöst. Aber warum?“

„Weil sich vielleicht etwas zwischen den beiden Seitenhälften befand?“

Meyfarth sah seinen Kollegen an, fast strafend. Sein Ton gefiel ihm nicht. Und Klugscheißer konnte er schon gar nicht ausstehen. Schaute ihn überheblich an, nur, weil er gerade einmal eine Idee hatte, die sich auch innerhalb kürzester Zeit in Wohlgefallen auflösen konnte.

Doch das tat sie nicht. In Meyfarths Kopf verfestigte sich der Gedanke, dass sein Kollege Recht haben könnte. Natürlich wäre er auch selbst darauf gekommen. Eigentlich eine logische Folgerung. Aber was den jungen Leu-

ten fehlte, war eben die Ruhe, die innere Ausgeglichenheit. Sie mussten sofort mit allem, was sie zu glauben wussten, herausplatzen und oft stellte sich diese Spontaneität als eine zerplatzte Seifenblase dar.

Aber in diesem Fall konnte Lichtenstein Recht haben. Der hatte den Blick seines Chefs bemerkt und den Kopf leicht eingezogen, obwohl er nicht wusste, warum Meyfarth ihn so anfuhr.

„Sie könnten Recht haben“, sagte Meyfarth und sah sein Gegenüber freundlich an, was Wernecke dazu veranlasste, sofort eine entspannte Körperhaltung einzunehmen.

„Zwischen diesen beiden Blättern befand sich etwas. Aber was? Und wo ist es? Wir haben beide Wohnungen durchsucht, die von Kottelkamp und die von Sibelius. Das hier ...“, er zeigte auf die beiden Buchseiten in den Plastikhüllen, „war alles, was wir gefunden haben. Was haben wir übersehen?“

Doch nun war auch Lichtenstein überfragt.

„Sollen wir nochmal nachsehen?“, fragte er zaghaft. „In den beiden Wohnungen?“

„Ja, aber heute nicht mehr. Morgen. Gleich morgen früh bei Dienstbeginn sehen wir uns die Wohnung Sibelius nochmal an. Passieren kann bis dahin eigentlich nichts. Die Wohnung ist ja versiegelt.“

Professor Theodor Wernecke hatte es eilig. Nachdem er die Polizeidienststelle verlassen hatte, machte er sich auf den Weg zu seiner Wohnung. Sein Fahrzeug, ein original Jeep aus dem Jahr 1988, den er hegte und pflegte und trotz des hohen Benzinverbrauchs nicht abzustoßen gedachte, hatte er um die Ecke geparkt. Der Wagen hatte ihm schon oft treue Dienste getan, insbesondere in unwegsamem Gelände im Zuge seiner Ausgrabungsarbeiten.

Als er in seinem Fahrzeug saß und durch die Stadt brauste, ging ihm die Bemerkung des Kommissars, dass bei der Durchsuchung der Wohnung nichts Relevantes gefunden worden sei, nicht aus dem Kopf. Es musste da etwas sein. Und es musste in der Wohnung Sibelius sein. Wie er von Meyfarth erfahren hatte, war Kottelkamp auf dem Weg zu Sibelius gewesen. Kurz vor dessen Wohnung wurde er erschossen und kurz darauf hatte Sibelius neben dem Toten gekniet. Die Polizei hatte in Kottelkamps Kleidung nichts Verdächtiges vorgefunden, mehr noch, sie hatte überhaupt nichts vorgefunden, keine Briefftasche, kein Geld, keine persönlichen Dinge.

*Ungewöhnlich!* sinnierte der Professor vor sich hin. *Äußerst ungewöhnlich.*

Dann reifte eine Entscheidung im Inneren Werneckes. Er würde sich die Wohnung von Sibelius selbst einmal ansehen. Sein Kollege musste ihm dabei helfen. Auf Dr. Frederik Heidrich war Verlass. Er würde sich ihm anvertrauen und gemeinsam würden sie diese abenteuerliche Suchaktion unternehmen. Er wählte die Nummer von

Heidrich und ließ es mehrmals bei seinem Kollegen durch klingeln, doch der meldete sich nicht.

„Mist, dann muss es eben so gehen!“

Er wendete sein Fahrzeug an der nächsten Kreuzung und fuhr den Weg zurück, den er gekommen war, geradewegs auf die Wohnung von Sibelius zu.

In einer der Zufahrtsstraßen der Kreuzung, fast an der Stelle, wo man Kottelkamp umgebracht hatte, stellte er sein Fahrzeug in einer freien Parklücke ab und überquerte den zur Mittagszeit wenig befahrenen Straßenzug. Wo Sibelius wohnte, hatte er dem Gespräch der am Tatort ermittelnden Beamten entnehmen können. Er musste in dem Haus nur noch die Wohnung finden, das würde für ihn kein Problem darstellen.

Der Professor stieg langsam die Stufen des Treppenhauses nach oben, vorbei an Wänden, die seit Jahren keine Farbe mehr gesehen zu haben schienen. Auch der muffige Geruch bestätigte ihm, dass der Eigentümer seit langem keine Veranlassung sah, hier etwas zu ändern.

„Vielleicht hat er die Wohnungen an sozial schwache Menschen vermietet und das Sozialamt kommt für die Kosten auf“, dachte er. Eine logische Erklärung wäre das für das Desinteresse des Besitzers.

Der Professor las den Namen an der Klingel im ersten Stock des Hauses. Fehlanzeige. Er musste weiter hinauf. Auch in der zweiten Etage, die er erreichte, ohne sich an dem in seinen Augen baufälligen Geländer hochzuziehen, war der Name ein anderer. Doch in der oberen, der letzten Etage sah er sofort, dass dies die Wohnung von Sibelius sein musste.

Auf der Schlossseite der grün angestrichenen Korridor-tür war in Kopfhöhe ein Klebestreifen angebracht, der das Türblatt mit dem Rahmen verband. „Polizeiliches Siegel“, leuchtete es ihm in schwarzen Buchstaben von dem silberfarbenen Band entgegen.

Doch die Eigenschaft als Siegel hatte der Streifen offensichtlich verloren und der Hinweis hatte seinen Zweck nicht erfüllt, denn genau an der Stelle, wo sich Tür und Rahmen trafen, was das Siegel durchschnitten worden. Irgendjemand hatte vor dem Professor offensichtlich die gleiche Idee gehabt, in der Wohnung von Sibelius nach irgendetwas zu suchen, nach irgendetwas, von dem vermutlich niemand wusste, was es denn sein würde. So jedenfalls ging es dem Professor, der beinahe in den Genuss der ganzen Wahrheit gekommen wäre, hätte man nicht eben zu dieser Zeit den schrecklichen Mord an Sibelius in seiner Wohnung verübt.

Wernecke stieß mit dem Ellbogen seines rechten Armes die Tür, die nur angelehnt war, ein kleines Stück nach innen auf, gerade so viel, dass er durch den entstandenen Spalt in die Wohnung einsehen konnte.

In der Verlängerung seines Blickes sah er ein gardinenloses Fenster, durch welches das Licht der Sonne ungehindert in die Wohnung schien. Es musste das Fenster mit Blick auf den Tatort sein, folgerte der Professor, doch auf den ersten Blick konnte er nichts Ungewöhnliches im Inneren des Raumes, in den er einsah, feststellen.

Er stieß die Tür ein weiteres Stück auf und sah, dass es sich bei dem Raum um die Küche handelte, um eine typische Single-Küche. Auf der Spüle standen ungespülte

Teller und Töpfe, ineinander gestellt und teilweise mit weißem Fett behaftet.

Der Professor hörte in den Raum hinein, doch es kam ihm kein Geräusch entgegen. Irgendetwas lag in der Luft. Ein Geruch. Wernecke schnüffelte nach allen Seiten.

*Ein After Shave*, dachte er.

Sibelius hatte, als er ihn an seinem Todestag besuchte, nicht nach einem Rasierwasser gerochen. Es war zu streng, das After Shave. Zu streng für Sibelius. Hier musste jemand in der Wohnung sein, oder sich vor kurzer Zeit in ihr aufgehalten haben.

Wernecke betrat den Raum, lauernd und auf eine Überraschung gefasst. Er war nicht bewaffnet und wenn es zu einem Angriff kommen würde, dann hätte er wohl schlechte Karten. Doch er hatte keine Angst und wehren würde er sich schon können, da war er sich sicher. Während seines Studiums hatte er gefochten und war einer der besten im Schulkader gewesen. Auch in der Selbstverteidigung hatte er sich Kenntnisse angeeignet, doch das war lange her.

Plötzlich tauchten vor seinem geistigen Auge einige der Abwehrtechniken auf, die er damals erlernt hatte.

„Man kann sie also doch noch abrufen“, stellte er schmunzelnd fest. „Doch wenn man sie dann braucht ... ich weiß nicht.“

Wernecke ballte die Fäuste mit der gesamten Kraft seiner Unterarme, wobei er sich gleich sicherer fühlte und schritt langsam durch die kleine Küche, die ebenso einen Anstrich nötig gehabt hätte wie das Treppenhaus.

Auch der Geruch war der gleiche, wenn er auch mit alten ranzigen Essensdüften vermischt war.

Die Tür zu einem weiteren Raum stand einen Spalt offen. Der Professor stieß sie mit einem Ruck seines Ellbogens weit auf und sah die Bescherung. Der Raum hatte Sibelius offensichtlich als Wohnzimmer gedient. Es gab einen kleinen Couchtisch, nierenförmig, im Stil der siebziger Jahre, drei kleine Sessel, einen dazu passenden kleinen Tisch an der Wand, auf dem ein Fernseher abgestellt war und eine Schrankwand aus billigem Furnierholz mit teils abgeblätternen Kanten an den Schranktüren.

Für einen alleine lebenden Mann war dieser Zustand wohl keine Seltenheit, aber für das, was der Professor hier sah, war Sibelius nicht verantwortlich. Da war tatsächlich jemand vor ihm da gewesen und hatte offensichtlich etwas gesucht und dabei ganze Arbeit geleistet, denn er hatte keinerlei Rücksicht auf das Mobiliar oder dessen Inhalt genommen.

Die Sessel waren umgekippt, die Polster aufgeschnitten, die Schubladen des Schrankes herausgezogen und der Inhalt auf dem muffig riechenden, dunkelblauen Teppichboden ausgeleert.

Die beiden wohl einzigen Blumentöpfe hatten die Eindringlinge von der Fensterbank auf den Boden geworfen, wo sie zerbrochen waren und sich der Inhalt auf dem Boden verteilt hatte.

Der Professor ließ seinen Blick durch den Raum schweifen, ja, er tastete jede Wand, jedes Teil der Einrichtung mit den Augen ab. Der oder die Eindringlinge hatten etwas gesucht und Wernecke war klar, dass es nur

der ominöse Zettel sein konnte, den Sibelius in seinem Besitz hatte und den er offensichtlich vor seinem Tod irgendwo hier in dieser Wohnung versteckt hatte.

Wernecke konnte sich nicht vorstellen, dass die Eindringlinge fündig geworden waren. Nein, er glaubte eher, dass das Gegenteil der Fall war. Diese Verwüstung war eher ein Akt der Verzweiflung, ein Wutausbruch als Reaktion auf den offensichtlichen Misserfolg.

Also müsste sich der Zettel mit der immer noch geheimen Botschaft hier irgendwo in diesen Räumen befinden. Der Professor sah sich um. Da waren die Küche, dieses Wohnzimmer und das kleine Bad, das durch eine Schiebetür, offensichtlich aus Platzmangel auf der Wohnzimmerseite angebracht, zu erreichen war.

Das Bad und die Küche wollte er vorerst nicht in seine Suche einbeziehen, das hatte noch Zeit, wenn er hier in diesem Wohnzimmer nicht fündig werden würde.

Wernecke tastete nun mit seinen Augen Zentimeter für Zentimeter die Wände des Raumes ab. Seine Augen waren geschult, was die Suche nach Verborgenen anging. Die täglichen archäologischen Ausgrabungen hatten seinem Blick eine gewisse Routine verliehen und in den meisten Fällen seines Erfolgs hatte er es gespürt, ja mit den Augen gespürt, wo sein Suchen erfolgversprechend sein würde.

Er tastete weiter, ließ seine Augen langsam über die Wände, die Möbel, das Fenster gleiten. Wo würde er selbst ein Stück Papier verstecken, sicher verstecken?

Der Professor begann nun, einzelne Stellen im Raum auszuschließen. Mit dieser Methode hatte er immer noch den meisten Erfolg gehabt. Schloss man irgendwelche

Dinge aus, konnte man sich besser auf die übrigen Dinge, die nun wesentlicher erschienen, konzentrieren.

Die Sessel und den Tisch schloss er von vorneherein aus. Die Schubladen des Schrankes und der Inhalt hinter dessen Türen waren von den Einbrechern bereits gründlich durchsucht worden. Auch diesen Schrank strich er in seinen Gedanken. Nein, er musste weitersuchen. Er betrachtete den schmutzigen Teppichboden und schüttelte den Kopf.

Der Fernseher.

Er trat zu dem Gerät, das schräg auf einem kleinen Abstellisch stand, so, wie die Leute vor ihm das Gerät nach der Durchsuchung abgestellt hatten.

Dann sah er zur Zimmerdecke und sein Blick fiel auf die Lampe, die aus einer nach oben gewölbten gelblichen Glasschale bestand.

Der Professor drückte den Lichtschalter, worauf die Schale durch die in ihrer Mitte angebrachte Glühbirne erleuchtet, ja, durchleuchtet wurde. Nichts, kein Zettel.

Doch dann hatte er plötzlich das Gefühl in seiner Magengegend, wie er es von seinen Ausgrabungen her kannte. Das Gefühl, wie es sich einstellte, wenn er kurz vor einer wichtigen Entdeckung stand. Obwohl er sich noch nicht sicher sein konnte, überkam ihn bereits jetzt schon das Gefühl eines Triumphes, so sicher war er sich.

Wernecke stellte einen der Sessel unter der Lampe auf und stieg hinauf. Die Schale würdigte er dabei keines Blickes. Sein Augenmerk galt vielmehr der Halbschale aus Messing, welche die Stromanschlüsse an der Zimmerdecke verdeckte und der Lampe einen gefälligen Abschluss geben sollte. Die Halbschale war mit einer

kleinen Schraube an dem Haltesteg der Lampe gegen ein Herabfallen gesichert.

Der Professor griff in seine Jacken-Innentasche, entnahm ihr seine Brieftasche und zog nach kurzem Suchen eine Nagelfeile aus ihrem Inneren.

Es währte nicht lange, dann hatte er die Schraube gelöst und die messingfarbene Schale rutschte herab und blieb mit einem metallenen Scheppern auf der Fassung der Glühbirne liegen.

Wernecke lächelte. Es war ein Siegerlächeln. Er griff in die Schale und zum Vorschein kam ein braunes Stück Papier, gefaltet und an den Rändern stark ramponiert.

Der Professor sah kurz auf den Zettel und sein Herz schlug höher, als er den ersten Satz las, der darauf geschrieben stand. Dann öffnete er schnell seine Brieftasche und verstaute die Feile darin. Er nahm seinen Führerschein, einen der Lappen, wie sie noch ausgegeben wurden, als er seine Fahrschulprüfung absolvierte, klappte das vierseitige Dokument auseinander und verstaute das Blatt darin. Dann steckte er den Führerschein zurück und brachte auch die Brieftasche wieder an ihren Platz.

Er stieg vom Sessel, den er wieder in seinen ursprünglich unordentlichen Zustand versetzte und dachte darüber nach, was er nun zu tun gedachte.

Als er das Geräusch hinter sich hörte, war es bereits zu spät, um zu reagieren.

„Bleiben Sie ruhig stehen und keine Bewegung!“

Die Stimme klang bestimmt, doch der Professor glaubte ein leichtes Zittern darin zu erkennen. Es war eine Frauenstimme, eine angenehm weibliche Stimme, wie er

sofort feststellte, doch der sympathische Tonfall täuschte nicht über eine gewisse Entschlossenheit hinweg, die noch durch den Druck eines harten Gegenstandes in seiner Wirbelsäulengegend bestärkt wurde.

„Drehen Sie sich nicht um!“

Die Stimme der Frau und der Druck im Rücken verstärkten sich, als Wernecke Anstalten machte, seinen Körper leicht zur Seite zu drehen, um aus den Augenwinkeln vielleicht einen Eindruck bezüglich der Person, ihres Gesichtsausdrucks oder auch der Feststellung, ob nicht noch jemand hinter ihm stünde, zu treffen.

„Was wollen Sie hier?“

Als der Professor nicht sofort antwortete, hörte er ihre zischende Stimme dichter an seinem Nacken.

„Sie sind ein Einbrecher. Jemand, der nichts in dieser Wohnung zu suchen hat, der ein polizeiliches Siegel aufgebrochen und das Zimmer verwüstet hat. Sie werden sich ganz ruhig verhalten und ich werde die Polizei verständigen. Wenn Sie versuchen werden, Dummheiten zu machen, werde ich schießen. Auf frischer Tat bei einem Einbruch, aus Notwehr, was halten Sie davon?“

Die Frau versuchte ihre Stimme forscher erklingen zu lassen und Wernecke musste lächeln. Die Frau, die dort hinter ihm stand, war weder gefährlich noch aggressiv.

*Sie hat selbst Angst, denn sie kann nicht einschätzen, wie gefährlich ich bin oder wie ich gedenke zu reagieren,* dachte Wernecke und dann entschloss er sich, sofort zu handeln.

Und wie er es vor Jahren einmal gelernt hatte, drehte er den Körper blitzschnell zur Seite, wobei er mit seinem linken Arm die angeblich bewaffnete Hand der Frau zur

Seite schlug und sofort mit seiner linken Hand ihr Handgelenk und mit der rechten ihre linke Schulter fasste. Ein leichte Vorwärtsbewegung und die Frau lag mit dem Oberkörper nach vorne gebeugt über dem umgestürzten Sessel, mit den Beinen einige Zentimeter über dem Fußboden strampelnd.

Wernecke sah sofort, dass sie keine Waffe in der Hand hielt.

„Da haben Sie mich ja schön reingelegt“, sagte er, reichte der Frau, die ihn strafend und verächtlich ansah, die Hand und half ihr auf die Beine.

Als sie zu einem Schlag in Richtung seines Gesichts ausholte, fasste er ihr Handgelenk und hielt es wie in einem Schraubstock fest.

„Nun hören Sie mir mal zu! Ich bin weder ein Einbrecher, noch ein Dieb. Ich habe auch nichts mit dieser Verwüstung hier zu tun. Als ich herkam, fand ich das Siegel aufgebrochen und habe nachgesehen, weil ich mir so etwas“, er zeigte auf die umgestürzten Möbel, „schon irgendwie gedacht habe.“

Die Frau sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. Wernecke schätzte sie auf Mitte dreißig. Ihre schulterlangen brünetten Haare waren von der Abwehrattacke durcheinandergewirbelt und hingen ihr zum Teil in das ungeschminkte Gesicht. Ihre großen blauen Augen und die geradlinige Nase gaben ihr etwas Edles und der volle Mund über dem entschlossen nach vorne geschobenen Kinn stand angesichts der Erregung leicht offen.

Wernecke nutzte die Gelegenheit.

„Dann sagen Sie mir, was Sie hier tun! Sie haben nicht hat das Recht, diese Wohnung gegen den Willen des

Eigentümers zu betreten, auch wenn irgend so ein Siegel ...“

Die Frau stutzte.

„Ein Siegel, sagen Sie? Was für ein Siegel? Ein Polizeisiegel etwa?“ Die Frau begann schwer zu atmen. „Wo ist mein Vater? Was haben Sie mit meinem Vater gemacht?“

Wernecke fasste die beiden Handgelenke der Frau, die nun mit beiden Händen auf ihn einprügeln wollte.

„Sie sind die Tochter von Peter Sibelius?“

„Sie kennen meinen Vater?“

Die Kraft in ihren Armen wich langsam und Wernecke ließ ihre Arme los. „Wo ist mein Vater?“

„Es ... es tut mir leid.“

„Was heißt das? Ist er ...?“

„Ja. Ihr Vater wurde Opfer eines Verbrechens. Deshalb auch das polizeiliche Siegel.“

„Was ist passiert?“

Die Frau sah sich suchend um und Wernecke nahm einen der umgekippten Sessel und richtete ihn auf und reichte der Frau seine Hand, um ihr in den Sessel zu helfen.

„Sind Sie Polizist?“

„Mein Name ist Theodor von Wernecke. Ich bin Archäologie-Professur und betreue einige Ausgrabungen nicht weit von hier. Ihr Vater wurde in meinem Haus umgebracht, als er mir ein Geheimnis anvertrauen wollte.“

„Mein Vater – ein Geheimnis? Ein Geheimnis, das einen Mord rechtfertigte? Kennen Sie das Geheimnis? Was hat Ihnen mein Vater gesagt?“

„Er erzählte mir von einer Nachricht, einer historischen Nachricht. Vielleicht wissen Sie, dass Ihr Vater

Hobby-Historiker war. In diesem Zusammenhang muss er etwas herausgefunden haben, das für ihn so gefährlich wurde, dass er deswegen sterben musste.“

„Und das hier? Warum ... Hat man hier nach dieser Nachricht gesucht?“

Wernecke nickte.

„Ich heiÙe übrigens Shiwa, Shiwa Sibelius. Tut mir leid, dass ich Sie so angegangen habe, aber ich wusste ja nicht, dass ...“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Wir müssen überlegen, was zu tun ist.“

„Ich war zwei Jahre im Ausland und bin heute mit dem Flieger angekommen. Ich wollte meinen Vater überraschen. Aber sagen Sie, eine Frage habe ich noch: Was tun Sie hier in der Wohnung meines Vaters?“

Wernecke dachte kurz nach, dann sagte er:

„Ich habe Hunger, Sie doch sicher auch. Lassen Sie sich von mir zum Abendessen einladen. Ich kenne da ein gepflegtes Restaurant, gleich hier in der Nähe. Ich glaube, ich habe Ihnen eine Menge zu erzählen.“

\*\*\*

„Was sagen Sie da? Die Wohnung von Sibelius? Der Professor war dort? Und eine Ihnen unbekannte junge Frau? Und Sie haben nichts unternommen?“

Hauptkommissar Werner Meyfarth war außer sich. „Wissen Sie, was das bedeutet? Was es bedeutet, dass man die Wohnung von Sibelius auf den Kopf gestellt hat? Ich will Ihnen sagen, was das bedeutet. Das bedeutet,

dass uns der Professor an der Nase herumführt. Er wusste offensichtlich ebenso wie die Einbrecher, dass es in dieser Wohnung etwas zu finden gibt. Etwas, das so wichtig ist, dass zwei Menschen dafür ihr Leben lassen mussten.“

„Chef, als ich dorthin kam, waren die beiden nicht im Haus, sondern kamen aus Richtung dieses Hauses. Sie können überall gewesen sein.“

Patrick Lichtenstein schien über den Worten von Meyfarth ein paar Zentimeter geschrumpft zu sein.

„Sind Sie wirklich so naiv? Werfen Sie doch mal einen Blick in die Akte Sibelius! Was werden Sie feststellen? Sie werden feststellen, dass Sibelius eine Tochter hat, die zwar seit einiger Zeit außerhalb unserer Stadt lebt. Aber vermutlich hat man sie vom Tod ihres Vaters in Kenntnis gesetzt und sie ist sofort hier angereist. Also, glauben Sie noch immer, dass die beiden nicht aus der Wohnung Sibelius kamen?“

Meyfarth stützte den Kopf in beide Hände.

„Wir müssen uns diesen Professor vorknöpfen! Wenn die Einbrecher nicht das gefunden haben, was sie suchten, hat es möglicherweise der Professor. Wenn das so sein sollte, haben wir vielleicht das Motiv. Und wenn wir erst einmal das Motiv haben, führt uns vielleicht eine Spur zu dem Täter. Geben Sie eine Fahndung nach dem Professor raus!“

„Aber ... aber mit welcher Begründung? Es liegt doch nichts gegen ihn vor.“

„Wir werfen ihm vor, trotz eines polizeilichen Siegels in die Wohnung Sibelius eingedrungen zu sein. Siegelbruch ist ein Tatbestand.“

„Aber ...“

„Nun machen Sie schon! Ich habe keine Lust auf einen dritten Mord. Wenn die Einbrecher in der Wohnung nicht fündig wurden und erfahren, dass der Professor ebenfalls dort war, ist er in großer Gefahr. Also tun Sie, was ich Ihnen sage!“